

über die Vorgänge innerhalb der Verbände wurde regelmäßig in burschenschaftlichen Publikationen berichtet (Kapitel 5.4).

Den Abschluss der Arbeit bildet der vierte Teil, der die Zeit nach der Auflösung des deutschen Kolonialreichs bis heute abdeckt und in dem der Verfasser nachzeichnet, wie Kolonialromantik und die Verehrung kolonialer Akteure auch nach 1919 zum ideologischen Repertoire deutscher Burschenschaften gehörten. Er schließt mit dem Fazit, dass Burschenschaften als „informelle pressure groups“ (S. 419) wirkten und den deutschen Kolonialismus entscheidend prägten. Indem sie innerhalb ihrer „Sozialisationsagentur“ (S. 420) auf ihre Mitglieder einwirkten und gleichzeitig als meinungsstarke Elite den öffentlichen Diskurs beeinflussten, leisteten sie einen entscheidenden Beitrag zur Verbreitung der kolonialen Agenda.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass dem Autor eine umfangreiche, empirisch gesättigte Studie gelungen ist, welche die Relevanz burschenschaftlicher Werte, Netzwerke und Akteure für den deutschen Imperialismus offenlegt. Angesichts dieser wertvollen Pionierarbeit verzeiht man gerne auch einige Schwächen des Buches. So findet sich die ein oder andere Ungereimtheit im Aufbau – dass etwa die Zeitschriften, welche die Quellengrundlage des Bandes bilden, beispielsweise erst nach über 300 Seiten vorgestellt werden und die Burschenschaft als Sozialisationsraum noch später erklärt wird, verwundert – und man hätte einige der langen deskriptiven Abschnitte mit Gewinn kürzen und dafür die analytischen Passagen ausbauen können. Aber auch in seiner jetzigen Form ist die Lektüre durchaus lohnenswert; Andreas Bohnes Studie wird daher gewiss Beachtung finden.

---

*Heinrich August Winkler, Die Deutschen und die Revolution. Eine Geschichte von 1848 bis 1989. München, Beck 2023. 176 S., € 24,-.*

// DOI 10.1515/hzhz-2025-1032

---

Christoph Nonn, Düsseldorf

Revolutionen sind als Zäsuren und Zeiten verdichteter Veränderungen beliebtes Thema von Geschichtsschreibung. Dabei hängt es von der Definition ab, was überhaupt als Revolution gesehen wird – und was nicht. Heinrich August Winkler definiert das Phänomen im soziologischen und politologischen Sinn „objektiv“, als einschneidenden politischen, sozialen und auch rechtlichen Wandel. Die subjektive Sicht der Akteure, das Tor zu etwas Neuem aufzustoßen, spielt bei ihm dagegen

kaum eine Rolle. Aus einer solchen kulturwissenschaftlichen Sicht ließe sich etwa diskutieren, ob es sich bei 1989 überhaupt um eine Revolution handelt – was Winkler ohne Weiteres bejaht.

Die einzelnen Teile des Buchs unterscheiden sich in Aufbau und Stoßrichtung. Das Kapitel zu 1848 geht auf einen schon 1998 gehaltenen Vortrag zurück und diskutiert vor allem kontrafaktische Alternativen zum realhistorischen Verlauf. Plausibel zeigt Winkler, dass die „linke“ Alternative zum Kurs der liberalen Mehrheit in der Paulskirche Mitteleuropa und tatsächlich wohl den ganzen Kontinent in zerstörerische Kriege gestürzt hätte, ohne letztlich ihre Ziele zu erreichen. Zwar scheiterten, gemessen an ihren eigenen Erwartungen, auch die Liberalen. Selbst die „gescheiterte“ Revolution von 1848/49 brachte freilich Verfassungen in Preußen und Österreich sowie Klarheit darüber, dass ein „großdeutscher“ Nationalstaat illusorisch bleiben musste.

Die Kapitel zur Reichsgründung als „Revolution von oben“ und zu 1918/19 wurden wie der Rest des Buchs neu geschrieben. Sie bieten weniger eine fokussierte Diskussion von Alternativen als eine breite, weitgehend chronologische Erzählung der Jahre zwischen 1866 und 1933. Die Reichsgründung wird ganz klassisch im Stil einer Geschichte „großer Männer“ als das Werk Bismarcks dargestellt – ohne das wie bei Winkler sonst üblich mit zeitgenössischen Zitaten zu illustrieren, was allerdings anhand von Äußerungen des preußischen Ministerpräsidenten vor 1870 auch schwerfallen würde. Umso mehr werden Zeitgenossen als Gewährsleute des revolutionären Charakters der Nationalstaatsbildung zitiert. „Objektive“ Kriterien treten dagegen zurück.

Die bis heute immer wieder aufgeworfene Streitfrage, ob die Revolution von 1918 „unvollendet“ blieb und hätte weitergetrieben werden können, ja müssen, um die Startchancen der Weimarer Republik zu verbessern, beantwortet der Verfasser eher unentschieden. Mit einer komprimierten Darstellung der Entwicklung der ersten deutschen Demokratie leitet er dann zum Nationalsozialismus als „Revolution von rechts“ über. Eine sozialgeschichtliche Zäsur sieht er in der NS-Herrschaft weniger: Gesellschaftlicher Wandel zwischen 1933 und 1945 habe weitgehend an Kontinuitäten aus Kaiserreich und Republik angeknüpft, die wichtigsten Veränderungen seien nicht zuletzt auch durch Krieg und die verheerende Niederlage von 1945 ausgelöst worden. Das eigentlich Revolutionäre am nationalsozialistischen Regime ist für Winkler der Bruch mit den deutschen rechtsstaatlichen Traditionen, die sich seit der Aufklärung entwickelt hatten.

Es ist vielleicht die größte Stärke der Darstellung, wie die Geschichte der Revolutionen in Deutschland in einen europäischen und atlantischen Rahmen eingebettet werden. Immer wieder sind in den Text aufschlussreiche Seitenblicke auf Entwicklungen in anderen Ländern eingestreut. Dabei kommen die Parallelen nicht zu kurz, wenn etwa auch die illiberalen Traditionen in Frankreich, den USA und Großbritannien zur Sprache kommen. Freilich erklärt Winkler den deutschen Weg in den Nationalsozialismus an anderer Stelle doch mit Versatzstücken der Sonderwegsthese (S. 36, 99, 103), obwohl er den Begriff selbst nicht verwendet.

Das Buch bietet nicht nur einen souveränen Überblick über die historische Forschung zu einer Vielzahl von Themen. Es verbindet auch Komplexität mit Allgemeinverständlichkeit. Zudem wird die Geschichte der Deutschen und der Revolution ebenso analytisch tiefschürfend wie anschaulich aufgerollt.

---

*Katja Hoyer, Im Kaiserreich. Eine kurze Geschichte 1871–1918. Hamburg, Hoffmann und Campe 2024. 272 S., € 26,-. // DOI 10.1515/hzhz-2025-1033*

---

Christoph Nonn, Düsseldorf

Katja Hoyer hat bereits mit einem Buch über die DDR Aufsehen erregt. Kritiker bemängelten, dass darin soziale Geborgenheit und Überwachung in der Diktatur unverbunden nebeneinander standen. Dem Absatz des Buches hat das freilich nicht geschadet. Der Verlag bringt deshalb jetzt den in Großbritannien früher erschienenen Erstling der Autorin heraus. Der mag wirtschaftlich ebenfalls ein Erfolg werden, sachlich ist er es weniger.

Zunächst einmal finden sich faktische Fehler. Eine Karte zum „deutschen Kolonialreich im Jahr 1914“ (S. 174f.) verzeichnet etwa afrikanische Besitzungen, die zu diesem Zeitpunkt nicht deutsch waren. Auf einer anderen Karte liegt Sachsen in Thüringen (S. 16). Das Gespräch mit Wilhelm II., das zu Bismarcks Entlassung führte, fand am 15. März 1890 nicht „vor dem versammelten Kreis der militärischen und politischen Berater“ statt (S. 134), sondern unter vier Augen. Die preußische Landwehr bestand nicht aus Freiwilligen (S. 20). Otto von Bismarcks Vater war 1813 weit entfernt davon, „für die nationale Würde und Ehre“ Deutschlands „zu kämpfen und zu sterben“ (S. 19) – er blieb stattdessen auf seinem Landgut.

Vieles ist zumindest fragwürdig. Das Klischee, die Deutschen des Kaiserreichs hätten „eine Vorliebe für Ordnung, Disziplin und Militär“ gehabt, wird gleich mehr-